

Nr. 213. Bromberg, den 17. September 1932.

Verrat an Woltmann.

Von G. Panstingl.

(24. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Als diese die Wohnungstür hinter sich geschlossen hatte, blitzte Martha ein Gedanke durch den Kopf. Sie flog hinter Frau Hasenauer her. Auf dem Gang holte sie sie ein.

„Ich habe noch etwas für Sie. Kommen Sie doch noch einmal zurück in mein Zimmer."

Herma Hasenauer kehrte um.

„Sie waren seinerzeit bei mir — und damals habe ich Ihnen — — —" Martha zögerte.

Ihre Besucherin half ihr.

„Mir nicht die volle Wahrheit gesagt! — Die zu hören, wäre mir wichtig. Sind Sie bereit, das jetzt nachzuholen?"

Martha sah die unterdrückte Aufregung der Sprecherin. Sie triumphierte. Das Päckchen Kronenscheine rückte näher. Aber nun diplomatisch! — Freilich war Marthas Diplomatie etwas holprig.

„Ich bin wohl bereit, aber — — Sie verstehen — — ich bin nicht reich, und gerade jetzt bin ich nicht in der Lage, Ihnen ohne Entgelt zu Diensten zu sein."

Herma Hasenauer verzog keine Miene.

„Wieviel verlangen Sie?"

„Drei Millionen Kronen."

„Das ist heute für mich sehr viel Geld. Es fällt mir schwer, Ihnen diese Summe zu geben, ohne zu wissen, was Sie mir bieten. Und außerdem — — — Sie müssen die Bemerkung verzeihen! — — — welche Sicherheit habe ich dafür, daß Sie mir heute die volle Wahrheit sagen?"

Martha hatte damit gerechnet und dachte nicht daran, sich beleidigt zu fühlen. Sie ging zu ihrer Lade und holte eine Schachtel heraus. Martha warf keinen Brief weg. An ihren Briefen hing sie. Die konnte man später manchmal brauchen.

„Einen Augenblick! Ich werde Ihnen sofort einen Beweis geben."

Krampfhaft suchte sie in der ziemlich großen und dickgefüllten Schachtel.

Wenn sie den Brief nur nicht verloren oder weggeworfen hatte!

Nach zwei Minuten fand sie ihn. Es waren die Zeilen, die Willi Woltmann ihr vom Felde gesandt hatte.

„Sie sehen, daß sie kein Risiko eingehen. Ich habe den Beweis für das, was ich Ihnen erzählen will. Der Brief, den Sie jetzt wieder besitzen, war meine Antwort auf diesen Brief von Herrn Woltman."

Herma Hasenauer erkannte die Handschrift und las die Worte:

„Wertes Fräulein Steiger!"

Ihre Knie zitterten, und sie mußte sich setzen. Martha hielt zwar den Brief so, daß sie nur die Anrede lesen konnte, aber die sagte ja schon alles. Willi hatte sie nie betrogen! Eine Geliebte spricht man nicht mit „Wertes Fräulein!" an.

„Ich bin bereit, Ihnen die Summe zu geben, die Sie gefordert haben. Geben Sie mir den Brief."

Martha überlegte einen Augenblick, und dann gab sie ihr den Brief. Sie baute auf das Versprechen dieser Frau.

Herma Hasenauer las mit brennenden Augen, wie treu ihr Verlobter gewesen war. Und auf ihre Seele senkte sich eine Vergeslast von Schuld. Sie beugte das Haupt. Sie hatte ihn auf Scheingründe hin verurteilt und verraten und beider Leben zerstört.

Nach einigen Augenblicken sagte sie zu Martha:

„Dieser Brief sagt ja eigentlich schon alles. Dennoch möchte ich zum Überfluß noch eine Frage an Sie richten. — War dies der einzige Brief, den Sie von Herrn Woltmann erhielten?"

„Jawohl, gnädige Frau."

Die stumme Würde der Fragenden zwang ihr diese Anrede aus dem Mund.

Herma Hasenauer stand auf und legte still drei Millionen Kronen zu dem Geld auf dem Tisch dazu.

Bevor sie sich zum Gehen wandte, sagte sie zu Martha Steiger:

„Trotz allem, was geschehen ist, muß ich Ihnen doch dafür danken, daß Sie mir wenigstens heute die Wahrheit gesagt haben."

Martha sah ihr nach, und ein eigentümliches Gefühl schnürte ihr die Kehle zusammen. Ihr nächster Gedanke war etwas sprunghaft. Plötzlich sagte sie nämlich halblaut zu sich selbst:

„Mir scheint, ich hab' die zwei Ohrfeigen vom Salzberg doch verdient."

Dann steckte sie das Geld ein und ging in ein Gasthaus, um zu essen. — — —

XXVI.

Ein Bild aus vergangener Zeit.

Das Telephon klingelte in den unregelmäßigen Stößen, die anzeigten, daß eine Fernverbindung kommen würde.

„Was wollen sie denn in Amsterdam?" dachte Wernoff und hob den Hörer ab.

„Herr Wernoff, wir haben ein Telegramm von Paris. Monsieur Lebrun kommt heute nachmittag zur Besprechung des Anteils an den deutschen Entschädigungslieferungen. Er will unbedingt mit Ihnen selbst sprechen. Werden Sie herüberkommen?"

Lebrun war einer der ganz Großen drüben, und die Sache ging in die Millionen.

„Wann soll er denn ankommen?"

„Um vier Uhr dreiundvierzig in Amsterdamm."

„Gut, ich werde diesen Zug im Haag abwarten und mitfahren. Kommen Sie in Amsterdam aber jedenfalls auf die Bahn, damit ich sobald als möglich wieder wegfahren kann."

„Ich werde dort sein, Herr Wernoff!"

„Danke sehr!"

Früher, wenn Wernoff mit der Eisenbahn etwas zu tun hatte, dann kam er im allerletzten Augenblick. Wenn er wegfuhr, ging der Zug gewöhnlich ab, sobald er die Wagentür hinter sich zuschlug. Und wenn er, um jemanden abzuholen, am Bahnhof erschien, dampfte der Zug eben ein.

Heute war das anders. Im lässigen Dreißigkilometer-Tempo, das die Haager Polizei vorschreibt, war er schon eine halbe Stunde vor der Zeit von seiner Villa weggefahren. Nun wandelte er auf dem dichtbesetzten Bahnsteig auf und ab und wunderte sich über die große Anzahl von Frauen, die auf den Zug zu warten schien.

Eben schritt ein Bahnbeamter vorbei.

„Hat der Pariser Zug Verspätung gemeldet?"

„Bisher noch nicht. Aber vorher kommt noch ein Kinderzug aus Wien."

„Danke sehr!"

In Wernoffs Seele begann es zu arbeiten. Ein Kinderzug aus Wien! Aus seiner Heimat! Nun verstand er auch das Gewühl auf dem Bahnhof, die vielen wartenden Frauen. Holländische Mütter, die das fremde, darbende Kind wieder gesund und kräftig päppeln wollten! Ein Stück Elend von zu Hause. Sein Inneres zitterte mit. Die da kamen, kamen von dort, wohin er sich sehnte.

In der Ferne keuchte die Lokomotive heran, die ein Stück Wien mit sich zog. Wernoff trat etwas zurück, um mehr Übersicht zu gewinnen.

Die Bremsen kreischten, Wagentüren flogen auf, und magere Kindergestalten in billigen Waschkleidern mit bleichen Wangen und übernächtigten Ränderaugen quollen heraus.

„Ich muß morgen der Organisation tausend Gulden schicken", dachte Wernoff.

Da fuhr er zurück, als ob er einen Schlag ins Gesicht erhalten habe. Dort — aus dem zweiten Wagen — links vorne — die Gestalt! Herma! Herma Hochstätten!! Nein, es war keine Augentäuschung! Aber es war doch unmöglich. Er hatte sie doch erst vor einigen Monaten gesehen. Das war Herma Hochstätten, so jung und blühend, wie er sie verlassen hatte, als er in den Weltkrieg zog. — Nur das Haar war kurzgeschnitten.

Dann wußte er es. Es war nicht Herma, es war Helene Hochstätten, das Nesthäkchen, die jüngste der drei Geschwister. Wie kam die hierher als Begleiterin eines Kindertransportes? In fremder Leute Dienst im bescheidenen ärmlichen Kleid? Was war geschehen? War vom riesigen Vermögen der Hochstätten denn gar nichts mehr da?

Mit raschem Schritt trat er vor sie hin und lüftete höflich den Hut.

„Täusche ich mich, gnädiges Fräulein, oder spreche ich mit einer Schwester von Frau Herma Hasenauer in Wien?"

Die Worte waren gut gewählt. Als Bankier Wernoff kannte er ja die Familie Hasenauer.

Erstaunt blickte das Mädchen ihn an.

„Ja, ich heiße Helene Hochstätten. Frau Hasenauer ist meine Schwester."

Wie ernst sie war. Das Schicksal hatte sie schon in die Arbeit genommen. Es waren Augen, denen man ansah, daß sie bereits Kummer gesehen hatten.

„Mein Name ist Wernoff."

Warum war es ihm plötzlich so schwer, diesen Namen auszusprechen?

„Der Amsterdamer Bankier! Ich habe Ihren Namen zu Hause schon gehört." — —

„Fräulein Helene! Mein Koffer!! Fräulein Helene, wo muß ich hingehen?"

Kinder drängten an sie heran.

„Sie entschuldigen, Herr Wernoff, meine Pflicht ruft. Aber ich bleibe ja im Haag. Vielleicht sehen wir uns wieder!"

Ein freundliches Nicken des Kopfes, und sie war im Gedränge verschwunden. Wernoff sah ihr sinnend nach.

War die Vergangenheit erwacht?

Er verließ den Bahnhof und ging wie im Traum nach Hause. Erst dann erinnerte er sich wieder an Monsieur Lebrun. Ach was! In Amsterdam mochten sie eben sehen, wie sie ohne ihn fertig wurden. Die Lebruns auf dieser Welt interessierten ihn nicht mehr.

Am nächsten Tag erkundigte er sich beim Kinderhilfskomitee nach der Adresse von Fräulein Helene Hochstätten. Sie wurde ihm bereitwillig gegeben. Sicher aber wären die Damen noch freundlicher gewesen, wenn sie gewußt hätten, daß er der Sender der namenlosen Spende von tausend Gulden war, die heute früh durch einen Boten in einem gewöhnlichen und unbeschriebenen Umschlag abgegeben worden war.

Helene war im Hause eines hohen Ministerialbeamten untergebracht. Die Familie kannte den Namen Wernoff. Außerdem hatte er mit dem Herrn des Hauses einmal wegen einer Staatslieferung von Eisenbahnschwellen unterhandelt. Es waren Eichenschwellen, die ein Kunde des Bankhauses Woltmann in Wien durch die Ihany nach Holland verkaufte, das solche Schwellen im eigenen Lande nicht hatte.

Er fragte brieflich an, ob er Fräulein Hochstätten, deren Familie in Wien er gekannt habe, besuchen dürfe, und erhielt umgehend eine freundliche Einladung.

Er mußte Helene wiedersehen und sie sprechen. Er gab sich keine Rechenschaft darüber, was ihn dazu trieb. Vielleicht wäre er dazu auch gar nicht imstande gewesen. Zuviel Gründe und Gefühle sprachen da mit.

Die große Ähnlichkeit Helenes mit Herma war vielleicht der schwächste Grund. Sie zu sehen, schmerzte, und doch trieb es ihn zu diesem Schmerz hin.

Von ihr hoffte er mit der Zeit Erzählungen aus ihrer Kindheit zu hören. Dann stand das alte Hadersdorf wieder auf, das er gekannt hatte. Auch das waren Erinnerungen, die Schmerz und Sehnsucht bargen. Und dann, ohne daß er sich dies gestand, wollte er hören, wie es Herma ging. Er war nun drei Monate von Wien weg und hatte während dieser Zeit nichts von ihr gehört.

Die Wiener Zeitungen hatten natürlich über den Krach des Bankhauses Hasenauer berichtet. Aber andere Banken und viele Privatpersonen waren ebenfalls zusammengebrochen. Selbstmorde waren an der Tagesordnung gewesen, und einige der Getroffenen waren wahnsinnig geworden.

In diesem Hexenkessel von Unglück verschwand der Einzelfall. Hatte er nun schon aus den Zeitungen nicht viel von Hasenauer gefunden, über Herma fand er natürlich gar nichts.

An einem Nachmittag um halb fünf kam er zu Besuch. Er war Selbstbeherrschung gewöhnt, und niemand in dem kleinen Kreis ahnte, welcher Aufruhr in seiner Seele tobte, als er ruhig mit Helene und ihren Gastgebern plauderte.

Zwei Tage später holte er sie zu einem Konzert im Scheveninger Kurhaus ab.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Geschichte des Siegels.

Petschaft und Siegelring im Altertum.

Von Rudolf Marek.

Die alte Kultur des Orients hat uns zahlreiche Symbole und Bräuche überliefert, die sich durch viele Jahrhunderte erhalten haben.

Der Brauch, einer Urkunde durch aufdrücken eines Siegels Glaubwürdigkeit und öffentliche Kraft zu verleihen, stammt aus Asien. Die Wiege des Siegels ist Mesopotamien. Bei den Urbewohnern dieses Landes, den Sumeriern, waren schon 3000 Jahre vor unserer Zeitrechnung zylindrische Siegelstempel verbreitet, die, je nach dem Wohlstand des Besitzers, aus Metall oder Edelstein verfertigt wurden. Die späteren Bewohner der fruchtbaren mesopotamischen Niederung, die Babylonier und Assyrer, haben das Siegel übernommen und im Laufe der Zeit die ganze damalige Welt mit der Anwendung von Siegeln vertraut gemacht. Im alten Ägypten wurden feinziselierte Petschaften von den hohen Würdenträgern und Priestern an goldenen Ketten getragen. Sie galten gleichzeitig als Schmuckgegenstände und nebenbei als Amulette. Sie wiesen meistens verschiedene allegorische Bilder aus dem religiösen Mythos Ägyptens auf. Das altägyptische Recht bestrafte die Siegelfälscher durch Abhacken der beiden Hände, woraus die wichtige Bedeutung zu erkennen ist, die im Reiche der Pharaonen dem rechtmäßigen Gebrauch von Siegeln beigemessen wurde. Auch das Amt eines königlichen Siegelbewahrers war bereits im alten Ägypten bekannt.

Die Griechen, die mit dem Lande Ägypten einen regen Handelsverkehr unterhielten, lernten die ägyptische Art der Beglaubigung von Urkunden durch Siegelaufdruck kennen und führten sie im eigenen Lande ein. Statt des Petschafts

an der Kette trugen die Griechen einen goldenen Siegelring. Der Ring saß in der Regel am Zeigefinger der linken Hand und wurde nur beim Siegeln auf den rechten Zeigefinger gezogen.

Im 5. Jahrhundert v. Chr. fanden sich in Griechenland und etwas später auch in Italien Siegelsteine in Form von Mistkäfern (Skarabäen) mit eingravierten Schriftzeichen an der ebenen Unterfläche. Diese Skarabäensiegel waren gleichfalls ägyptischen Ursprungs, aber auch in der hellenischen Welt verbreitet. Die Skarabäen in Form von Ringen und Gemmen verbreiteten sich dann sehr schnell unter allen mittelländischen Völkern.

In späteren Zeiten erhielt der Siegelring in Griechenland und in Rom eine rein persönliche Bedeutung. Vor allem waren es die Römer, die kostbare Gebrauchsgegenstände und Briefsendungen durch Aufdruck des persönlichen Siegels zu kennzeichnen pflegten. In der Römerzeit begann man zum ersten Male die Siegel mit dem Namenszug oder den Anfangsbuchstaben des Namens des Trägers zu versehen. Amtliche Siegel waren dagegen im alten Rom nicht bekannt. Die hohen Staatsbeamten, die Konsuln und Prokonsuln versahen amtliche Urkunden mit ihrem privaten Siegel. Neben dem Siegel hatte die Unterschrift während der Blütezeit der römischen Kultur eine für die Glaubwürdigkeit der Urkunden entscheidende Bedeutung.

Nach dem Verfall des Römischen Reiches und dem allgemeinen Niedergange der Bildung fiel dem Siegel eine ausschlaggebende Rolle zu. Im früheren Mittelalter, da nicht nur das Volk, sondern sogar zahlreiche Adlige und Fürsten Analphabeten waren, wurde das Siegel als unbedingt glaubwürdige Legitimation von Urkunden angesehen. Der geschichtlichen Überlieferung gemäß konnten die Karolinger-Könige nicht schreiben. Wahrscheinlich aus diesem Grunde wurde damals für alle amtlichen Urkunden der Siegelzwang eingeführt.

Das Herstellungsmaterial für Siegelstempel war von jeher sehr verschieden. Blei, Eisen, Stahl, Gold und Silber, Elfenbein, Edelholz und Edelstein dienten zur Verfertigung von Petschaften. Aber auch weiches Material wie z. B. Wachs vermischt mit Pech, Teigoblaten und Lack, der im 16. Jahrhundert unter dem Namen „spanisches Wachs" in Europa bekannt wurde, dienten diesem Zwecke.

Die Siegel wurden im späten Mittelalter nicht aufgedrückt, sondern mit einer Schnur in den Urkunden befestigt. Die in der Regel aus Metall hergestellten Urkundensiegel wurden, um eine Beschädigung zu vermeiden, in eine Schutzkapsel gesteckt, die die lateinische Bezeichnung „Bulla" führte. Später übertrug man den Namen „Bulla" insbesondere auf jene päpstlichen Urkunden, die ein Metallsiegel aus Blei, Silber oder sogar Gold trugen, im Gegensatz zu den Breven, die unter Papst Martin V. aufkamen und mit Wachs versiegelt wurden. Vorzugsweise hießen Bullen die feierlichen Erlasse der Päpste über wichtige kirchliche Angelegenheiten. Sie waren auf Pergament in lateinischer Sprache geschrieben und begannen mit dem Namen des jeweils regierenden Papstes ohne Ordnungszahl, z. B. Leo Episcopus, Servus, Servarum Dei, d. h. Leo Bischof, Diener der Diener Gottes. Seit 1878 wird nur noch bei besonders feierlichen Bullen das Bleisiegel an seidenen Schnüren befestigt. Die Regel ist in der Neuzeit ein roter Farbstempel, mit dem die päpstlichen Erlasse versehen werden.

Die Form der Siegel wechselte im Laufe der Zeit sehr oft. Sie waren entweder rund, oval, oder dreieckig, selten herzförmig, vier-, fünf- und mehreckig. Der spitzovalen Form bediente sich seit dem 12. Jahrhundert die Geistlichkeit, später auch die weltlichen Herren, die Zünfte und die vornehmen Damen. Zweiseitige Siegel, die von den Kaisern benutzt wurden, nannte man Münzsiegel.

Nebenbuhler.

Skizze von **Wilhelm Hochgreve.**

Über Brinkmanns Hai inmitten weiter Mischholzdickung flimmert Hochsommerglut. Keine Vogelstimme wird laut. Mattgolden leuchtet das Schmielengras, das die ganze große Hauung überwuchert und aus dem hier und dort mannshohe Disteln aufragen. Alle Tagfalter hat die Sonne zum Blütengaukelfeste eingeladen. Liebes- und nektarfroh tänzelt ihr hauchweicher Flug wie bunte Frühlingslieder über das sonnige Waldbeet hin. Aus der bleiernen Stille heraus ist nur bisweilen das Geknister des Jagdfluges der Raublibellen vernehmbar.

Matt und mürrisch sitzt auch Bautz, der sechsjährige Kapitalbock, wohl der älteste und stärkste im Revier, im Bett, das er sich im Kraut und Blättermulm des Waldbodens plätzte. Unablässig spielen die Lauscher, um die lästigen Schnaken abzuwehren. Vor einer Woche noch stand er in einer riesigen Roggenbreite im nahen Felde, aber nachdem das Geratter der Mähmaschinen ihm den Aufenthalt dort verleidet hatte, mied er das Feld, obwohl die Insektenplage im Walde dreimal so schlimm war und obwohl es ihm hier bald langweilig wurde. Denn fast alle Rehe standen im Felde, und dabei ging ein Drängen durch seine Adern und ein Zucken durch alle Muskeln . . .

Unter die Sonne schob sich eine breite dunkle Wolke. Wolken, haufig und schweflich, ballten sich im Südwesten, türmten sich und schoben sich vor. Totenstille drückte auf die Erde. Da begann der Himmel zu murren, zögernd erst, dann ohne Pausen und lauter, immer stärker. Der eben noch gleißend helle Tag wurde verdüstert, Blitze, die aus krachenden Wolken herabstachen, durchleuchteten die grauschwarze Wand, aus der schwere Tropfen herunterprasselten. Eine halbe Stunde lang stürzten die Wasser auf das dürstende Land, weite Getreideflächen wurden niedergedrückt, Halme knickten, schmutzig gelbe Bäche überspülten Äcker und Wiesen. Den Rehen, die schon viele Wochen ihren geschützten Stand in den Halmendickungen hatten und sich bis auf wenige noch nicht von dem ersten Geraschel und Gedengel der Sensen und dem Geklapper der Mähmaschinen hatten verdrängen lassen, wurde es unbehaglich in dem triefenden Getreide. Die meisten flüchteten in den Wald, wo dichtes Unterholz einigen Schutz bot. Der Regen ließ nach, der Wind legte sich, in der Ferne vergrollte das Unwetter, durch Wetterleuchten seinen Weg bezeichnend. Auf der weiten Waldblöße leuchtete rot ein Reh auf, noch eins, drei, vier und nun bald ein Dutzend. Auch Bautz wurde aus seinem Bette hoch, streckte sich, löste sich und bummelte durch den Stangenort bis an den Rand der Blöße. Hier sicherte er, windete er. Liebliche Witterung fächelte ihm in den Windfang. Ein brunstiges Schmalreh hob sich aus den Schmielen heraus. Für Bautz gab es kein Halten mehr, mit raschen Fluchten war er auf der Blöße und trieb das noch nicht willige Stück durch Schmielen und Raigras, durch Disteln und Weidenröschen, daß die Halme brachen und flogen. Bei den anderen Rehen stand Dolchstange, der erst vierjährige Bock mit den endenlosen langen spitzen Stangen, der schon im letzten Jahre als Mörder galt. Da er sich jeweils mit Beginn der Jagdzeit ins Korn verdrückte, war er der ihm aus Hegegründen längst zugedachten Kugel entgangen. Dolchstange warf vom Äsen auf und sicherte nach dem treibenden Nebenbuhler. Eifersucht kitzelte ihn, und Herrschsucht warf ihn herum, als die wilde Liebeshatz des andern heranpreschte. Er war sich aus früheren Kämpfen seiner Überlegenheit, die ihm seine mordsichere Waffe verlieh, bewußt. Erst der letzte Regen wusch den Schweiß aus letztem siegreichen Kampfe von den Dolchstangen. In hohen Fluchten raste er hinter den beiden her.

Bautz, auch ein Draufgänger, wenngleich etwas anderer Art, der sich noch von keinem Gegner einschüchtern ließ, wendet jählings und rennt den annehmenden Gegner mit der schnellenden Wucht seines schweren Körpers über den Haufen. Der aber federt hoch und verklemmt die eine lange Stange zwischen den Rosen in die Sechserkrone des Feindes, die eben zum zweiten Stoße ausgeholt hat. Hin und her schieben sich die Gegner, ihre Lichter funkeln, und ihre Lungen keuchen. Die Gehörne sind ineinander verkämpft. Der stärkere Bock hat den schwächeren wiederholt am Boden, aber dessen Gewandtheit federt ihn jedesmal wieder hoch. Ob des wüsten Kampfgetobes beginnen die übrigen Rehe laut schreckend zu schelten. Häher kreischen dazwischen, Zaunkönige und Drosseln schimpfen, die Tiere des Waldes scheinen im Aufruhr. Bautz und Dolchstange stehen ermattet da, viele Minuten, wie leblose Standbilder. Nur die Flanken fliegen. Plötzlich reißt Bautz das Haupt hoch. Ein Krach! Die eine Stange des Gegners ist gebrochen, ihr längster Teil klemmt fest zwischen seinen Rosen. Die Häupter schüttelnd trollen die beiden Kämpfer in entgegen-

gesetzter Richtung davon. Die Lust zu Kampf und Liebe ist ihnen vergangen. Beider Leben hing an einem Faden. Um der Liebe willen.

Nach wenigen Tagen meldete der junge Aufseher dem Jagdherrn die Zuwanderung von einem starken Einstangenbock und einem Kapitalen, vermutlich einem Achter, die er treibend auf Brinkmanns Hai und auf Märtens Wiese gesehen habe. Der junge Grünrock hatte keine Ahnung von dem Brunstkampf auf der großen Blöße, der den Hauptschmuck der beiden Gegner veränderte.

Aus meinem humoristischen Wörterbuch.

Von Gustav Schüren.

Ahnfrau: Eine Frau, die beim gewohnten langen Ausbleiben ihres Eheherrn schon ahnt, wo er hängengeblieben ist.

Aufschnitt: Scheiben verschiedenartigster Flunkereien, die ein Aufschneider seinen Zuhörern auf den Teller ihrer Neugier oder Leichtgläubigkeit legt.

Beinhaus: Ein aus zwei Röhren von Stoff bestehendes Kleidungsstück, gemeinhin Hose genannt.

Drahtsendung: Eine durch Postanweisung dem blankgewordenen Neffen vom Zuschußonkel übersandte Summe.

Freistelle: Zimmer des reichen Fabrikbesitzers, bei dem der Freier um die Hand der einzigen Tochter anhält.

Gehrock: Ein deutscher Dichter, wenn man das h wegläßt.

Gestirn: Ist ein Druckfehler, soll heißen gestern.

Liebhaberausgabe: Geschenk eines Liebhabers an seine Auserwählte.

Perlhuhn: Ein Dienstmädchen, das vom Hausherrn eine Perle, von der Herrin dagegen ein Huhn genannt wird.

Werthers Leiden: Wenn in einem Krankenhaus infolge schlechter Launen der Patienten ein Wärter viel zu leiden hat.

Zwangsvorstellung: Wenn jemand im Theater auf Dauerkarte schon fünfmal die „Walküre" gesehen hat.

Bankkrach

oder Dienst am Kunden.

Die Bank Susenmichel & Co. ist im Wanken. Es könnte jeden Tag zur richtigen Pleite kommen.

Die Leute sprechen schon auf der Straße davon. Da hört es Fräulein Lieblich, die schon zum „älteren Mittelalter" unter den Menschen zählt und auf der Bank ein Guthaben hat.

Fräulein Lieblich nimmt ihr Bankbuch und rennt zum Kassierer der Bank Susenmichel & Co.

„Bitte, zahlen Sie mir mein Guthaben aus!"

Der Kassierer sucht die drohende Gefahr abzuwälzen:

„Wollen Sie nicht vielleicht doch einen Teil Ihres Guthabens bei uns stehenlassen?"

„Nein!" ruft energisch Fräulein Lieblich.

Der Kassierer läuft zum Prokuristen. Der Prokurist eilt an den Kassenschalter:

„Ihr Kapital ist totes Kapital, wenn es nicht mehr der Wirtschaft dient, wenn es nicht mehr durch uns arbeitet und Ihnen Zinsen einbringt!"

„Nein! Ich will mein Guthaben ausbezahlt haben!" unterbricht ihn Fräulein Lieblich.

Als der Prokurist sieht, daß er mit Volkswirtschaft nichts erreichen kann, läuft er zum Chef, zu Herrn Susenmichel.

Herr Susenmichel eilt an den Schalter:

„Sie wollen Ihr Guthaben ausbezahlt haben?! So, so! Sind Sie denn schon volljährig?"

Leicht errötend flüstert Fräulein Lieblich:

„Nein!"

Sie geht, verschämt lächelnd, davon, während Herr Susenmichel sich die Hände reibt und seinem Prokuristen einen Vortrag über Kundendienst hält.

wgr.

Sonnenblumen.

Spätsommersonne leuchtet
Noch einmal reif und schwer.
Doch von den Wiesen feuchtet
Schon früher Nebel her.

Da hebt ihr liebestrunken
Euch still und schön empor,
Wir stehen ganz versunken
Vor halb geschloss'nem Tor.

Die Nebel quirlen grauer.
Wir schreiten in den Tod.
Noch einmal durch die Trauer
Flammend das Leben loht.

Ludwig Bäte.



Bunte Chronik



Ein „Amt für eheliche Beziehungen".

Der Vorsitzende des Gemeinderats der englischen Stadt Brighton ist ein vielgeplagter Mann. In seiner Gemeinde scheint allerdings das Eheleben vieler Bürger und Bürgerinnen nicht gerade zum besten gestellt zu sein. Er erhielt nämlich Tag für Tag flehende Hilferufe verlassener Ehefrauen, während die Männer in verschwindender Anzahl zu den Briefschreibern gehörten, die sich über die Abreise ihrer Frauen beklagten. Nach englischer Gepflogenheit ist es zunächst Sache der Polizei, die Familienstreitigkeiten zu schlichten. Der Gemeinderatsvorsitzende hat nun, wie er der Öffentlichkeit mitteilte, festgestellt, daß durch das Eingreifen der Polizei in der Regel nur eine Verschärfung statt einer Aussöhnung erfolgt ist. Er ist deshalb auf die Idee gekommen, die bisherigen Instanzen, Polizei und Friedensrichter auszuschalten und dafür ein städtisches „Amt für eheliche Beziehungen" einzurichten, das bereits seine Tätigkeit aufgenommen hat. Es soll in erster Linie versuchen, die Eheleute zu versöhnen. Da solche Ausgleichshandlungen erfahrungsgemäß mit einem Kuß zu enden pflegen, hat der Brightoner Volksmund dem Ratsvorsitzenden einen Spitznamen gegeben: „Versöhnungskuß-Direktor."



Lustige Ecke



* **Glückliche Ehe.** Bei Tietz erschien eines Vormittags ein Mann.

„Ich habe bei Ihnen dies Messer hier gekauft."

„Ja und — was ist damit?"

„Meine Frau hätte sich beinahe die Lippen zerschnitten, als sie damit gegessen hat."

„Bedaure unendlich, aber gebrauchte Gegenstände können wir nicht zurücknehmen."

„Wer redet denn vom Zurücknehmen! Sie sollen es mir nur besser schleifen."

*

* **„Der Herr Oberst!"** Der Adjutant sieht, wie der Posten zwei Zivilpersonen in die Kaserne hineinläßt.

Er stürzte wie ein Habicht auf den Unglücklichen los und stellt ihn zur Rede.

Da sagt der Posten:

„Entschuldigen's, der oberst — —"

„Mensch, haben Sie eingeweichte Semmeln im Kopf? Man sagt doch nicht der Oberst, sondern der Herr Oberst!"

"Entschuldigen', Herr Oberleutnant, der Herr oberste Abort ist verstopft, und die zwei müssen ihn ausräumen."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.